

KOLUMNE über Sommerferien, Sommerloch und den Sommer auf dem Lande

# Einen Sommer lang Pause?

Wenn der Bundesrat seine «Schulreise» hinter sich hat, im Aargau die Feuerwerke der Jugendfeste verstummt sind (und unser verängstigter Kater sie überlebt hat), dann ist Zeit für eine Sommerpause. Jedes Jahr – und jeder Erfahrung zum Trotz – gehe ich von neuem davon aus, ich hätte eine richtige, will heissen lange Sommerpause, in der ich mich komplett distanzieren und loslösen kann von dem, was mich das ganze Jahr hindurch begleitet, in Anspannung hält – oder, profan gesagt: stresst.

Dieser Gedanke einer vollkommenen Leichtigkeit beflügelt mich jeweils derart, dass ich auch ändern, von denen ich weiss, dass ich sie erst «im Herbst» wiedersehe, «einen schönen Sommer!» wünsche – worauf sie mich meist etwas irritiert anblicken, weil sie nicht wissen, ob ich damit das Wetter meine (auf das ja kein Verlass mehr ist) oder ob ich tatsächlich der Illusion erliege, es gäbe so etwas wie einen «Sommer» noch, der ganz einfach deshalb «schön» sei, weil er einen das pausenlose An- und Eingebundensein gänzlich vergessen lässt. Ihre Reaktion ruft mir jeweils schlagartig in Erinnerung, dass es diesen «Sommer» so gar nicht gibt, sondern lediglich der Alltag von «Ferien» unterbrochen wird, einer Aneinanderreihung von freien Tagen, an denen nicht (immer) gearbeitet wird.

## Getragen von einer geradezu reizenden Sorglosigkeit

«Schuld» an meiner Illusion dürften die endlosen «Sommer auf dem Lande» sein, beschrieben in den Romanen des 19. Jahrhunderts, in denen die städtische Oberschicht jeweils für mehrere Wochen auf ihren Landsitz zieht, mit Sack und Pack, Kind und Kegel und natürlich den Bediensteten. Die Tage dort bestehen aus Lesen, Musizieren und Nichtstun, vielleicht ein wenig Bewegung – Spazieren, Reiten oder einem (aus heutiger Sicht recht einfältigen) Ballspiel. Das eigentliche Zentrum des Tages aber bilden die Mahlzeiten, für die sich die Herrschaften zu Tisch setzen, der meist schön gedeckt, mit Blumen geschmückt und von weiteren Gästen bereichert ist, sodass die Langeweile durch Geselligkeit erheitert wird. Vor allem aber sind diese Sommer getragen von einer geradezu reizenden Sorglosigkeit: der absoluten Zuversicht, dass die Welt genauso weiterbestehen



KATJA GENTINETTA  
POLITIKPHILOSOPHIN UND BERATERIN

Die promovierte Philosophin berät Unternehmen in gesellschaftspolitischen Fragen. Sie ist Lehrbeauftragte an der Universität St. Gallen, Managing Partner von GENTINET-TA\* SCHOLTEN und moderiert zusammen mit Eric Gujer die NZZ-Standpunkte.

wird, wie sie ist, und dass alles, was ist, seine Richtigkeit hat.

Freilich enden solche Sommer – auch in den Romanen – in einem garstigen Herbst. Aber wohl genau deshalb passen dieses Wunschbild und meine Art der Erholung so gut zusammen. Denn zu «meinem Sommer» gehört für mich jeweils, während der Ferien auf Medien weitgehend zu verzichten. Zwar schnappe ich ab und an irgendwo eine Schlagzeile auf, aber ich beschäftige mich nicht mit ihr, sondern lasse sie gleichsam dort stehen, wo sie ist – im Wissen darum, dass sie, wenn sie wichtig ist, mir noch einmal begegnen wird, als Folge, wirkliches Problem oder einschneidendes Ereignis. Für einmal keine «News» zu erhalten, die aufhorchen lassen, keine Bilder zu sehen, die sich unerwünscht einprägen, und von keinen Begebnissen zu erfahren, die Schlechtes verheissen, ist für mich ein wesentlicher Moment der Entspannung. Die sonst so erdrückende Komplexität löst sich in nichts auf, denn wo nichts ist, kann auch nichts mit nichts zusammenhängen.

## Die Welt dreht sich auch ohne uns weiter

So einfach ist das – bilde ich mir ein. Denn natürlich ist das eine grandiose Illusion, eine masslose (Selbst-)Täuschung, auf die die Ernüchterung umso härter folgt, ja vielleicht gar ein verantwortungsloses Davonstehlen, das nicht erlaubt sein sollte. Denn klar steht die Welt nicht still, während ich nichts von ihr erfahre. Aber untergehen tut sie – da kann ich mich getrost auf ein paar Jahrmlionen Existenz verlassen – auch nicht. Eine gewisse, zeitlich begrenzte «Realitätsabstinenz» halte ich deshalb für entschuldbar, vielleicht gar heilsam. Sie stellt nämlich ein paar Relationen wieder her – wie etwa die nicht zu unterschätzende Einsicht, dass wir nicht zu allem, was auf uns an Informationen eindringt, gleich eine Meinung haben müssen, oder dass wir nicht auf alles, was irgendwo auf der Welt passiert, unmittelbar und selbst reagieren können. Die Welt dreht sich auch ohne uns weiter – im Guten wie im Schlechten.

Deshalb pflege ich mich in meinem «Sommer» auf maximal eine Entscheidung pro Tag zu beschränken, nämlich: welcher Wein zum Abendessen passt.

## KOMMENTAR

### Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche

Bei der Sozialhilfe ging es im Aargau zuletzt fast immer um Verschärfungen. Gerade bürgerliche Politiker fordern strengere Regeln für die Bezüger. Martina Bircher (SVP, Aargau, Sozialhilfequote: 5,2 Prozent) will die Zahlungen auf das Existenzminimum reduzieren. Adrian Schoop (FDP, Turgi, 4,1 Prozent) möchte unterschiedliche Ansätze für Einheimische und Flüchtlinge einführen. Susanne Voser (CVP, Neuenhof, 3 Prozent) will die Sozialhilfezahlungen nach den Jahren abstufen, in denen jemand Steuern oder AHV-Beiträge bezahlt hat.



von Fabian Hägler

### Frick setzt bei der Sozialhilfe nicht auf Druck und Kürzungen, sondern auf kostenlose Arbeitstrainings.

Auch der Gemeinderat Frick (Sozialhilfequote: 2,8 Prozent) ist klar bürgerlich, in der Behörde sitzen zwei FDP-, zwei CVP- und ein SP-Vertreter. Dennoch geht Frick einen anderen Weg, die Gemeinde setzt auf kostenlose Arbeitstrainings für Sozialhilfebezüger. Und sie zahlt Firmen, die solche Personen anstellen, ein halbes Jahr lang beträchtliche Lohnzuschüsse. Eine Zwischenbilanz fällt positiv aus, in rund 20 Fällen fanden Sozialhilfebezüger mit dem Programm der Gemeinde und der Unterstützung einer Firma eine Stelle.

Kritiker werden einwenden, dies sei nur ein Tropfen auf den heissen Stein und die arbeitswilligen Sozialhilfebezüger würden auch ohne Hilfe einen Job finden. Natürlich wäre es blauäugig zu glauben, das Fricker Modell sei ein Allheilmittel. Auch andere Gemeinden kennen ähnliche Programme, weil Arbeit statt Sozialhilfe die Finanzen schont. Klar ist auch: Wer die Sozialhilfe missbraucht, muss bestraft werden. Vielleicht würde in manchen Fällen ein bisschen mehr Fricker Zuckerbrot aber mehr bringen als die Aarburger Peitsche.

@ fabian.haegler@azmedien.ch

## APROPOS

### Notfall, Bagatellfall, Reinfall

Gesundheitspolitiker sind Menschen, die nach Wegen zur Eindämmung der Kostenexplosion im Gesundheitswesen suchen und dabei von unterschiedlichen Playern auf dem Gesundheitsmarkt gesponsert werden. Die neuste Idee einer einflussreichen Gruppe dieser Spezies: Die Gesundheitskommission des Nationalrats will eine Eintrittsgebühr für Notfallstationen von Spitälern. Wer sich dort behandeln lassen will, soll zuerst Cash auf den Tisch legen müssen. Das soll verhindern, dass die (teuren) Notfallstationen mit (weit günstiger zu behandelnden) Bagatell-Wehwehchen zugemüllt werden.

Das stand unlängst auch im Kanton Solothurn zur Debatte. Abgesehen davon, dass eben der Bund so etwas einführen müsste, beschied die Regierung den freisinnigen Kantonsräten, dass sie sich mit ihrer Idee auf Glatteis begeben. Erstens gehen auch deshalb immer mehr Menschen in den Notfall, weil es immer weniger Hausärzte gibt. Zweitens könnte der vermeintliche Sparvorschlag zum Bumerang werden: Wenn Leute mit knappem Budget auf eine ärztliche Abklärung verzichten und sich ihr vermeintliches Boboli im Nachhinein als ernsthaftes Problem herausstellt – und umso höhere Behandlungskosten anfallen.

Als Solothurner liegt es einem auf der Zunge: «Die in Bern oben» dürften ruhig mal auf unsere Regierung hören.

♦ Urs Moser



## ANSICHTSSACHE von Max Dohner

Ist das der Effekt des Weissen Hauses? In gewisser Weise schon. Aber welche Farbe hat der Effekt – weiss oder schwarz? Seit gestern ist London Breed (43) im Amt, die erste afroamerikanische Bürgermeisterin von San Francisco. Im Weissen Haus waren die Obamas Präsident, für viele Wählerinnen Londons beispielhaft – und jetzt Donald Trump. Kenner sagen, Trump habe diese Wahl beeinflusst; die

Leute wollten eine Frau klar auf Anti-Trump-Linie wählen. London wurde grossgezogen von ihrer Grossmutter, die als Putzfrau arbeitete. Ihre jüngere Schwester starb an einer Überdosis von Drogen, ihr älterer Bruder sitzt im Knast. San Francisco ist reich wegen des Technologie-Booms, die Mietkosten sind enorm, die sozialen Unterschiede gewaltig. Und London Breed ist tough.

FOTO: ERIC RISBERG/KEY